









# Der Hausfreund.

Tägliche Beilage zur „Altpreussischen Zeitung“.

Nr. 223.

Elbing, den 24. September.

1891.

## Der Teufel in Berlin. Eine kulturgeschichtliche Skizze. Von A. Oskar Klausmann.

Nachdruck verboten.

Nicht immer war die Stadt Berlin, die nun schon seit einigen Generationen den stolzen Titel „Stadt der Intelligenz“ führt, in Wirklichkeit ein Ort der Aufklärung. Der finstere Aberglaube vielmehr und vor Allem der feste Glaube an den Teufel und seine Macht hielt durch Jahrhunderte die Gemüther der Berliner Bürger in Schreden. Ja, diese Teufelsfurcht ist wohl erst vor einiger Zeit vollständig geschwunden, die näher liegt, als man vermuthen dürfte.

Bei den Berliner Autochthonen, die dort einst ihre finsternen Urwald-Jagdreviere hatten, wo jetzt der preussische Parademarsch ertönt und der Strom des Weltverkehrs durch glänzende, mit Palästen besetzte Straßen fluthet, gab es ein böses Prinzip, den Gott des Hornes in Czernebog (schwarzer Gott), der auch auf dem Boden des jetzigen Berlins seine Tempel und seine Verehrung hatte und der in der Gestalt des christlichen Teufels zurückgeblieben sein sollten, als die Wenden dem Heidenthum längst entsagt und sich besiegelt unter die germanische Kultur gebeugt hatten.

Wir wollen nicht auf die dunklen Zeiten vor dem Ablauf der ersten tausend Jahre nach Christi Geburt zurückgehen, um die Macht des Teufels und den Glauben an ihn in Berlin zu untersuchen, denn in jenen Zeiten wäre die mangelnde Aufklärung in Berlin kein Wunder gewesen; betrachten wir vielmehr jene Zeit, von der man wohl annehmen könnte, daß in ihr der persönliche Teufel bereits bei den Berlinern um seine Autorität gekommen sein mußte.

Der erste Teufel, dem wir in der Zeit der Reformation, also am Anfange des 16. Jahrhunderts, in Berlin begegnen, ist glücklicherweise kein allzuschlimmer. Es ist dies der „Hosenteufel“ und sein Vater ein frommer Herr, nämlich der Hosprediger Mäuslein, oder wie er sich nach der Sitte der damaligen Gelehrten lateinisch nannte, Musculus.

Es war damals — und zwar empfanden die Landsknechte diese Mode — eine neue Tracht, die Bluderhosen, aufgekomen, welche viel Aergerniß erregten. Sie förderten die

Verschwendungssucht, denn zu einer anständigen Bluderhose brauchte man 60 bis 70 Ellen Seidentaffet oder anderen werthvollen Stoff, und trotzdem war diese Unmasse von Stoff so unsinnig verwendet, daß ein großer Theil der Weine unbedeckt blieb und das Schicklichkeitsgefühl in grober Weise verletzt wurde. Die Prediger jener Zeit donnerten insgesammt von den Kanzeln herab gegen die nichtswürdige Mode, ohne ihr jedoch dadurch Abbruch zu thun. Hosprediger Musculus aber ging dem Teufelswerke mit der Feder zu Leibe und schrieb seine „Bermahnung und Verwarnung vom zerpluderten, zucht- und ehrvergeßenen Hosenteufel“.

Das Werk ist nicht nur durch seinen beabsichtigten polemischen Zweck interessant, es ist auch durch seinen Inhalt von hoher kulturgeschichtlicher Bedeutung und wohl der näheren Betrachtung werth. In kräftigen Worten tritt der würdige Herr gegen das Teufelswerk auf, das er mit den stärksten Ausdrücken belegt und als Sünden gegen die Natur, gegen Gott und die Taufe bezeichnet. Gott habe Adam seinem Weibe Hölle von Fellen gemacht und sie ihr angezogen und gar fleißig habe sich Adam mit dem Pelze bedeckt. Die Bluderhosen aber gäben mit ihrer Entblößung Aergerniß und seien gegen Gottes Ordnung. So sei wohl zu fürchten, daß Gott durch die Bluderhosen auf das Stärkste gereizt, heute oder morgen den Türken in das Land schicke, auf daß er den Deutschen die Weine ebenso zerbaue und zerfesse, als die Hosen zerflammt seien. „Man sagt fürwahr, daß erst noch in diesem Jahre der Sohn eines vornehmen Mannes sich gar drei Lätze an den Bluderhosen machen ließ, eine Frevelthat, wegen der ihn eigentlich die Erde hätte verschlingen müssen. Unter solchen Umständen werde auch wohl das jüngste Gericht nicht mehr allzulange auf sich warten lassen.“

Die Sünde des zerflammten Hosenteufels richte sich auch gegen Gewohnheit, Gebrauch und Recht aller Völker, gegen die Religion und gegen die Lehre des heiligen Evangelii. Alle, die solche Hosen tragen, nennt der fromme Eiferer: „Des neuen aus dem allerhintersten Ort der Hölle herfürkommenden Hosenteufels geschworene und zugethane Gesellen und Hofgesinde, durch welche der Teufel das hohe und theuere Wort Gottes verunreinigt, das heilige Evangelium verunehrt, zum Aergerniß, bösen Geschrei und Uebelnachreden setzt und bringt,

daß sich die Feinde des Herrn Christi und seiner Lehre daran stoßen, ärgern und schließen, daß nicht möglich sei, man sänge, sage und schreibe von dieser Lehre, was man will, daß sie von Gott sei!" So geht es durch das ganze Büchlein hindurch, die Kraftausdrücke werden nicht gespart und alles Unheil dem leibhaftigen Hosen-teufel zugerechnet, welcher persönlich sich in Berlin aufhalte und die Menschen bethöre.

Gegen Ende des 16. Jahrhunderts wurden die Berliner noch mehr durch den leibhaftigen Teufel beunruhigt, der diesmal als Diener eines Gelehrten und dessen gehorsamer Geist in die Mauern der Stadt eingezogen war. In dem „grauen Kloster“, in dessen Mauern noch heute das berühmte Gymnasium sich befindet, dessen Schüler auch einst Fürst Bismarck gewesen, hatte im Jahre 1572 der große Gelehrte Thurneisser, der Leibarzt des Kurfürsten Johann Georg, seine Wohnung genommen. Er galt wohl für den gelehrtesten Mann seiner Zeit und gleichzeitig für Denjenigen, der die meiste Gewalt über alle Mächte über und unter der Erde habe, und so bildete sich denn auch in kurzer Zeit eine Sage aus, die Thurneisser zum „Berliner Faust“ machte und ihm ein Bündniß mit dem Teufel zuschrieb. Die Furcht vor dem Zauberer war so groß, daß sich die guten Berliner nicht mehr am Tage an dem düsteren Gebäude in der Klosterstraße vorübertrauten und daß man allen Ernstes glaubte, der Teufel sitze beständig in der Gestalt eines großen schwarzen Hundes auf der Spitze des Daches.

Man wußte ja, Thurneisser hielt heimliche Sitzungen in seinem Laboratorium mit dem Kurfürsten, und versuchte die Kunst, Gold zu machen. Das war natürlich nur möglich, wenn er mit dem Schwarzen im Bunde stand, und wohl auch nur durch dessen Hilfe zitierte er auf Wunsch des Kurfürsten Geister, bei deren Anblick der fürstliche Herr in Ohnmacht gesunken sein soll.

Noch heute befindet sich in der Berliner Kunkammer ein Nagel, der halb aus Eisen, halb aus Gold besteht und der seiner Zeit, als von Thurneisser herkommend, für ein Teufelswerk gehalten wurde. Der Gelehrte hatte den Nagel, der ganz aus Eisen bestand, in Gegenwart des Kurfürsten angeblich zur Hälfte in Gold verwandelt. Die moderne Zeit ist so unhöflich, dieses Kunststück Thurneisser's als einen Schwindel zu erklären und das ganze Experiment auf eine allerdings nicht letzte Verschmelzung eines Stück Goldes mit einem Stück Eisen zurückzuführen. In damaliger Zeit mag man überhaupt nicht im Stande gewesen sein, diese beiden Metalle zusammen zu schmelzen, und so wurde es Thurneisser, der die Kunst kannte, leicht, auch den Kurfürsten zu täuschen. Die Berliner waren sehr zufrieden, als Thurneisser im Jahre 1584 von Berlin abreiste, um nicht mehr wiederzukommen.

Der Grund seiner Entweichung ist nicht bekannt, er schied von dem Kurfürsten im besten

Einbernehmen und sollte diesem sogar noch nach Dresden nachkommen, wohin Johann Georg zur Verheirathung seiner Tochter mit dem Großfürsten Christian von Sachsen gereist war. Dieses geheimnißvolle Verschwinden brachte natürlich Thurneisser erst recht in den Ruf eines Zauberers, und die Berliner glaubten fest und fest, daß ihn — nach Ablauf des Kontraktes mit dem Teufel — dieser selbst geholt habe. Thurneisser soll 1595 in Italien — nach anderer Version in Köln — verstorben sein. Er war für damalige Verhältnisse ein wirklich ausnehmend unterrichteter Mensch, der es verstand, mit seinen Kenntnissen auch gelehrten Leuten zu imponiren.

Die furchtbare Zeit des dreißigjährigen Krieges, durch den die Mark Brandenburg und Berlin außerordentlich litten, machte die Gemüther der übrig gebliebenen Lebenden nur zu empfänglich für den Glauben an allerlei überirdische Gewalt und auch an die Macht des Teufels. Die Gräuelt, welche jene Menschen durchlebt hatten, die furchtbare Noth, die entseßliche Ungerechtigkeit und blutige Grausamkeit, die sie um sich herum hatten wüthen sehen, mußten die Leute zu dem Glauben bringen, daß die Welt aus ihren Fugen gehe und nicht mehr Gottes gnädiger Wille, sondern allerlei unheimliche Mächte die Oberhand hätten. Wie uns in der Chronik von Möller erzählt wird, wurde damals Berlin auf das Furchterlichste durch zwei Teufelerscheinungen erschreckt. Das eine Mal spazierte der Teufel am hellen Mittag über die Dächer der Brüderstraße und soll von einer ganzen Anzahl von Menschen deutlich gesehen worden sein. Im Jahre 1670 erschien er wiederum, und zwar einem Bäckerlein aus Hönau, welches etliche Scheffel Gerste Mittags aus Berlin fahren wollte. Pflöglisch stand sein Pferd still und war weder durch Zureden noch durch Gewalt von der Stelle zu bringen. Als der Bauer sich umsah, erblickte er auf seinem Wagen ein altes häßliches Weib, welches Gott lästerte und den Bauer durch das Versprechen großer Reichthümer zu verführen suchte, ein Gleiches zu thun. Der Bauer stimmte das Lied an: „Ein feste Burg ist unser Gott“; dasselbe machte aber auf den Teufel keinen Eindruck und er blieb ruhig sitzen; erst als der Bauer die Worte schrie: „Willst Du fahren, so fahre mit in Jesu Namen“, verschwand das Weib augenblicklich. Die Erzählung von der angeblichen Erscheinung setzte Berlin derart in Schrecken, daß Bittgottesdienste in den Kirchen veranstaltet wurden.

Selbst der Große Kurfürst, der doch wohl einer der aufgeklärtesten Regenten jener Zeit war, glaubte an den Teufel und erzählte oft einen sehr unartigen Scherz, den der Teufel an dem Hofe seiner Tante, der Königin von Schweden, welche nach dem Tode ihres Gemahles, des bei Lützen gefallenen Gustav Adolfs, auf dem Schlosse zu Cüstrin wohnte, verübt haben sollte. — Es wurden eines Tages

der Stab des Hofmarschalles, als er in seinem Hause die Königin erwartete, sowie an einem anderen Tage, als die Königin mit ihrem Hofstaate bei ihrem Kanzler zu Gaste war, die Fragen und Kleidercabatten der Hof-Jungfräulein auf eine so unflätliche Weise verunreinigt, daß die Damen das Gemach verlassen und sich umkleiden mußten. Man schrieb anfangs die Schuld einem fremden der Zauberei verdächtigen Edelmann zu, welchem von den Frauenzimmern — so sagt der Chronist — nach seiner Einbildung nicht genug Ehre angethan worden war. Es fand sich aber bald, daß der Teufel diesen Unfug vermittels einer alten Todtengräberin angeflüßet hatte. Das unglückliche Weib wurde auf die Folter gelegt, und um der fürchterlichen Qual zu entgehen, gestand sie zu, das Verbrechen begangen und im Dienste des Teufels gestanden zu haben. Sie büßte die angebliche Schuld durch den Feuertod.

Als in Berlin nach der prachtliebenden Zeit des ersten Königs, Friedrich Wilhelm I. und mit ihm der Krückstoc zur Regierung kam, der in Berlin gesellschaftliche Zustände herbeiführte, die selbst dem Teufel nicht bezagen konnten, hätte man doch glauben sollen, daß der Glaube an den persönlichen Teufel überwunden sei, um so mehr, als der realistische König sofort bei seinem Regierungsantritt alle Verfolgungen der Zauberei und Hexereien untersagt hatte. Ungesähr am Ende der 1720er Jahre war eine Müllerstochter, Namens Dorothea Steffen, wegen läderlichen Lebenswandels eingesperrt und saß in der damaligen Stadtvogtei, dem Ralands-hofe. Die Dirne wollte sich wohl interessant machen, und da sie auch wußte, daß sie weder gefoltert noch verdammt werden würde, gab sie im Verhör an, daß sie einen Pakt mit dem Teufel geschlossen habe. Sie erzählte, er sei ihr auf dem Wedding erschienen, und zwar sei er mit blauem Rock und rother, mit Gold gestickter Weste bekleidet gewesen. Sie habe ihm eine Handschrift über ihre Seele gegeben und diese mit ihrem Blute unterschrieben; sie habe dafür vom Teufel ein Geschenk von zehn Dukaten erhalten. Die gesammte Geistlichkeit Berlins gerüth über diesen Vorfall in Aufregung und versuchte die geständige Dirne aus den Klauen des Teufels zu befreien und denselben aus ihr herauszutreiben. Alle Bemühungen waren vergebens; die Dirne fuhr wahrscheinlich zu ihrem Vergnügen fort, die Geistlichen unflätlich zu beschimpfen und behauptete, daß ihr Pakt mit dem „Gott sei bei uns“ nicht gelöst sei.

Der König befahl, als ihm das gemeldet wurde, die Dirne einfach laufen zu lassen und das war wohl das Beste. In diesem Falle zeigte sich der König weit fortgeschrittener und aufklärter als seine Zeitgenossen, ja als die deutsche Obrigkeit zwanzig Jahre nach diesem Vorfall. So wurde z. B. in Würzburg 1749 Maria Renata als eine Zauberin mit dem Schwerte hingERICHTET und dann verbrannt und die hohe

Obrigkeit ließ damals eine Ermahnung an das Volk drucken, welche u. A. die Worte enthielt: „Es giebt zu unseren Zeiten Leute, die weder an Hexen, noch an Zauberer, noch an den Teufel, noch an Gott selbst glauben; diese Ungläubigen müssen, wenn sie nicht vollständig vernunftlos sein wollen, zugestehen, daß auf der Welt Hexen und Zauberer seien, mithin auch ein Teufel, von welchem sie ihre Kunst erlernen.“

Als unter Friedrich dem Großen die Aufklärung immer weitere Schichten des Volkes ergriff, verschwand der persönliche Teufel wenigstens insofern aus Berlin, als er nicht mehr die Bewohner in Schrecken setzte und allerlei Unfug trieb.

## Mannigfaltiges.

— **Klagenfurt**, 17. Sept. Vor den Schranken des hiesigen Schwurgerichtshofes spielte sich heute der letzte Akt eines Ehebruchsdramas ab, dessen Thatbestand noch in Erinnerung sein dürfte. Ein junger 26jähriger Mann, der Zahntechniker August Kubowsky, stand vor den Geschworenen, angeklagt des Verbrechen des Todtschlags, begangen dadurch, daß er seinen Freund, den Forstwart Gustav Nicolini, mit einem Waldmesser erstochen hat. Von einem verregneten Jagdausfluge zurückgekehrt, suchte Kubowsky am 31. Juli Abends vergebens nach seiner Frau, bis er sie schließlich in der Wohnung seines Freundes Gustav Nicolini, Forstwarts der Landesregierung in Klagenfurt, vorfand. Kubowsky attackirte zunächst das treulose Weib, und als ihn der Liebhaber daran hindern wollte, kam es zwischen den beiden Männern zu einem Handgemenge, in dem schließlich Nicolini den Todesstoß erhielt. In der Voruntersuchung behauptete Kubowsky, daß, als sie beide im Handgemenge auf dem Boden zu liegen kamen, Nicolini in das Messer gefallen sei. Die Obduktion widerstreitet dieser Behauptung, da die Richtung des Stoßes sonst eine andere hätte sein müssen. Durch den Messerstich war der Herzbeutel entzweigefchnitten worden, was binnen wenigen Minuten den Tod Nicolinis verursachte. Auch die Gattin Kubowskys wurde, als sie an ihm vorüber zur Treppe eilte, durch einen Stich in die Schulter verwundet. Deshalb erschien heute Kubowsky auch der leichten Körperverletzung angeklagt. Den Vorsitz führte Landgerichtspräsident von Mylius. Den Geschworenen wurden nach Schluß des Beweisverfahrens fünf Fragen vorgelegt, und zwar auf Todtschlag, fahrlässige Tödtung in Folge eines Zustandes der Sinnesverwirrung oder durch Zufall. In einstündiger Rede trat Wertheidiger Dr. Steger für seinen Klienten ein. Nach kurzer Duplik und Replik zogen sich die Geschworenen zurück, um nach kurzer Berathung ein Verdict zu verkündigen, nach dem August Kubowsky von dem ihm zur Last gelegten Verbrechen freigesprochen wurde. Das Publikum.

welches dichtgedrängt im Verhandlungsfaale ausgeharrt hatte, nahm den Urtheilspruch mit lautem Weisfall auf.

— **Vom Odenwald**, 20. Sept. Ein köstliches Stückchen erzählt man sich von einer Fahnenweihe in unserer Gegend. Ein Verein, der das Fest besuchen wollte, hatte die Fahne vergessen und das Versehen wurde erst auf dem Bahnhofe bemerkt. Eiligst wurde ein Mitglied abgeordnet, um das vergessene Symbol zu holen, das man noch im letzten Augenblicke vor der Abfahrt glücklich herbeibrachte, Stange und Fahne jedes extra, da das Tuch gut und vorzüglich in Wachstuch verpackt war. Als man an Ort und Stelle bei dem festgebenden Verein angekommen und auf dem Bahnhof feierlich empfangen, das Wachstuch aufrollte, um die Fahne an der Stange zu befestigen, stellte sich zur allgemeinen Verblüffung heraus, daß das Wachstuch ein hübsches Sommerkleid der Frau des Vereins-Vorsitzenden barg.

### — Ein frühliches Wiedersehen zweier Kriegskameraden.

„Die „Dortmunder Btg.“ berichtet aus **Wacholt**, 12. September: Bei dem am Sonntag in Vorken stattgehabten Kriegerfeste ereignete sich eine Episode, welche auf sämtliche Zeugen derselben einen tiefen Eindruck machte. Der Vizepräsident des Kaiser-Wilhelms-Kriegervereins, Herr Fabrikant Budenberg, welcher als Unteroffizier den Feldzug von 1870—71 mitgemacht und wegen seines ausgezeichneten Verhaltens in der Schlacht bei Saarbrücken am 6. August 1870 das eiserne Kreuz erhalten hat, saß nach beendigtem Festzuge durch die Stadt im Kreise von Kameraden im Garten des Festlokales. Da trat ein Mitglied des Vorkener Krieger-Vereins an ihn heran und begrüßte ihn mit den Worten: „Guten Tag, Herr Unteroffizier, kennen Sie mich noch? Ich bin einer von denen, welche Sie bei Spichern geführt und welchen Sie das Leben gerettet haben. Als ich Sie heute Mittag in den Saal einmarschieren sah, habe ich Sie gleich wiedererkannt und freue ich mich sehr, daß ich Sie im Leben noch mal wiedersehe. Ich bin der Landbriefbote Hellenkamp hier aus Vorken.“ Herr Budenberg, der den alten Kameraden zwar nicht kannte, lud ihn ein, Platz zu nehmen, und nun erzählte Hellenkamp den betreffenden Vorfall. „Als bei Spichern der letzte Offizier unserer Kompagnie, Lieutenant Koch, dem schon die Spitze vom Helm weggeschossen war, durch einen Schuß in die Brust getödtet war, da rief uns der Unteroffizier Budenberg zu: „Von jetzt ab auf mein Kommando hören.“ Er setzte sich dadurch ganz besonders der Gefahr aus, daß er ungerathet des schrecklichen Kugelregens von einem erhöhten Standpunkte aus den Feind beobachtete, um unser Feuern zu leiten. Es war dieses nothwendig, weil das Terrain sehr kuppirt war und dem herannahenden Gegner Deckung bot, derselbe also sonst nicht gesehen werden konnte. Wir hatten großen Mangel an Patronen, des-

halb ermahnte uns der Unteroffizier immer wieder, erst zu schießen, wenn wir das Weiße vom Auge der Feinde sehen könnten. Er ließ auch unausgesezt zu den Gefallenen, nahm ihnen die Munition ab und vertheilte sie an uns. Dadurch machte er unsere aus Mannschaften des 53., 77., 39., 74. Regiments bestehende Truppe so widerstandsfähig, daß es möglich war, den Feind immer zurückzuschlagen. Der schrecklichste Moment war es für uns, als die Franzosen uns ganz dicht von der linken Flanke her auf den Leib rückten. Wir glaubten alle, daß wir verloren wären, aber unser Unteroffizier kommandirte Schnellfeuer, und es gelang uns, dadurch den Feind so lange aufzubalten, bis wir durch einen Theil des 7. Jägerbataillons abgelöst wurden. Wir gingen dann ins Bivoual zurück. Wir wären sicher alle gefangen oder gefallen, wenn der Unteroffizier nicht bei uns gewesen wäre, er hatte ein Kommando wie der beste Hauptmann. Nach der Rückkehr ins Bivoual stellte sich heraus, daß unsere Truppe pro Kopf kaum noch drei Patronen hatte.“ Zum Schluß äußerte Kamerad Hellenkamp wiederholt seine Freude über das unverhoffte Zusammentreffen, unter Anderem sagte er: „Das ist mir wohl 25 Glas Bier werth, ich will meine Frau und Kinder gleich holen, damit sie den Unteroffizier kennen lernen, von dem ich so häufig erzählt habe.“ — Alle in der Nähe sitzenden Kameraden waren mit lebhaftem Interesse der beiden Theilen zur Ehre gereichenden Erzählung gefolgt, stießen mit dem Helden von Spichern und seinem ehemaligen Untergebenen herzlich an und feierten mit ihnen das unerwartete Wiedersehen.

## Heiteres.

\* [**Dem Konfirmandenunterricht**] im Dorfe Z wohnen dann und wann auch Erwachsene bei. Neulich handelte es sich um das das siebente Gebot. Pfarrer: „Saget mir, Kinder, auf welcher verschiedene Weise kann man sich wohl gegen das siebente Gebot: „Du sollst nicht stehlen“ veründigen?“ — (Die Kinder geben keine Antwort.) — Da wendet sich der Pfarrer an einen der Erwachsenen: „Nun, Müller Schnipfele, sagt Ihr uns doch einmal, wie man sich im gewöhnlichen Leben gegen dieses Gebot vergeht?“ — Schnipfele: „Herr Pfarrer, das geht mich nix mehr an — mei Sohn hat jetzt die Mühl!“

\* [**Münchener Zeit.**] Stammgast: „Wie spät ist's denn, Rosa?“ Kellnerin: „Erst zehn Seidel, Herr Gerichtsrath, drei haben's noch zu trinken.“

\* [**Ein neues Wort.**] Redakteur (mit der Durchsicht einer eingelaufenen Ballade beschäftigt): „Donnerwetter, schon wieder ein Poëm von diesem Balladenschwengel!“